

DIE OFFENBARUNG UNERZÄHLTER WAHRHEITEN

Irene Grumach-Shirun war eine renommierte Ägyptologin an der Hebräischen Universität Jerusalem. Ihre Kindheit verbrachte sie während des Krieges in Berlin – Erfahrungen, die ihr Leben tief prägten und die sie erst spät in ihren Memoiren verarbeitete.

VON JILL LEVENFELD, JERUSALEM, ISRAEL

Sie stellte sich mir als „Dr. Irene Grumach“ vor, als wir uns 2009 zum ersten Mal trafen. Trotz ihrer anfänglichen Förmlichkeit hatte ich das Gefühl, dass ich „Dr. Grumach“ bald beim Vornamen nennen würde – Irene. Mit stets liebevollem Respekt.

Wir trafen uns im Beit Moses, einem besonderen Seniorenheim in Jerusalem. Die Hausgemeinschaft bestand damals überwiegend aus Holocaust-Überlebenden. Irene, verwitwet und kinderlos, fühlte sich oft allein in dieser Welt. Ihre kürzlich aufgetretene Krankheit machte sie besonders verletzlich und ließ sie ihre eigene Sterblichkeit deutlich spüren. Ich war für diese Aufgabe vorbereitet, denn ich hatte die Schulung abgeschlossen, die Amcha für Teilnehmer in ihrem Freiwilligenprogramm anbietet.

BER auf der Bühne der Schaubude
BER on the Schaubude stage

Irene, Jahrgang 1937, lebte ihr Leben im Schatten der Shoah, belastet von vielen unerzählten Geschichten. Jahrzehntlang hatte sie sich für den Mantel des Schweigens entschieden, doch am Ende ihres Lebens, mit Zeit und Vertrauen, konnte sie sich dem Unerzählten zuwenden.

2019 begannen wir, an ihren Memoiren zu arbeiten: Irene, die Erzählerin, und ich, die Schreiblerin. Sie stellte sich dem Trauma ihrer Kriegs-Kindheit in Berlin und teilte mit mir ihre Erinnerungen an Hunger und Bombardierungen, an Deportationen und Angst.

In all ihren Erzählungen spiegelte sich ihre Liebe zu Büchern wider. Die entscheidenden Schuljahre, in denen Kinder lesen und schreiben lernen, hatte Irene

weitgehend alleine verbracht. Da sie keine Geschwister hatte, wurden Bücher zu ihren engsten Begleitern. Ihr Zuhause war geprägt von der Liebe zur Literatur und einem hohen Anspruch an „Bildung“, den ihre Mutter, ihr Vater und ihre Großmutter ihr vorlebten.

Die Familie wohnte in der Schlüterstraße 53 in Charlottenburg. Irenes Mutter, Margarete, stammte aus einer katholischen Familie aus Ostpreußen. Als ausgebildete Künstlerin förderte sie Irene darin, ihre kreative Seite zu entfalten und eine reiche Fantasie zu entwickeln. Dies begann mit Zirpine, einer imaginären Mäusefreundin, und BER, ihrem besonderen Steiff-Teddybären, der zu einer Konstante ihres Lebens wurde und ihr 82 Jahre lang Trost und Gesellschaft schenkte.

Irenes Vater, Dr. Ernst Grumach, entstammte einer jüdischen Familie aus Ostpreußen und war ein angesehener klassischer Philologe. 1941 wurde er vom nationalsozialistischen Reichssicherheitshauptamt gezwungen, eine Gruppe von über 20 jüdischen Akademikern zu leiten. Ihre Zwangsarbeit bestand darin, ein bis zwei Millionen Bücher zu katalogisieren, die die Nazis aus privaten und öffentlichen jüdischen Bibliotheken in ganz Europa geraubt hatten. Tragischerweise wurden später fast alle Mitglieder der „Grumach-Gruppe“ nach Auschwitz deportiert und ermordet. Ernst Grumach litt zeitlebens unter einem schwerem Überlebensschuld-Syndrom.

Irene trug das Trauma ihres Vaters ihr Leben lang mit sich, als wäre es ihr eigenes. Erst am Ende ihres Lebens fand sie den Mut, diese Erinnerungen in ihre Memoiren zu gießen. Die Verwandlung ihres Leids in Worte half ihr, zu fühlen, zu heilen und mit der Gewissheit zu leben, dass ihre Geschichten über ihren Tod hinaus Bestand haben würden.

Leider verstarb Irene im Februar 2021. Sie verließ diese Welt voller Würde – so, wie ich sie 2009 zum ersten Mal kennengelernt hatte.

Seit Irenes Tod ist BER nach Berlin zurückgekehrt und erzählt ihre Geschichte. Als Zeitzeuge und Hauptdarsteller eines Theaterstücks tritt er in der Berliner Schaubude vor Schulkindern auf. Für das kommende Jahr wurde ich eingeladen, Irenes Geschichte im Rahmen der Veranstaltung „Denkmal am Ort“ in der Schlüterstraße zu erzählen, bei der an die Familie Grumach erinnert werden soll. BER wird dabei sein und alles bärzeugen.

Es folgen Auszüge aus Irene Grumachs Memoiren. Bei Interesse an der ganzen Geschichte wenden Sie sich bitte an: jill@levenfeld.co.il.

Meine imaginäre Freundin Zirpine

Die jüdischen Schulen waren geschlossen worden. An meinem fünften Geburtstag entschied mein Vater offiziell, mein Lehrer zu werden, da es mir als Jüdin verboten war, die Schule zu besuchen. Vater freute sich über diese Gelegenheit und begann, mir das Lesen und Schreiben beizubringen. Ich bekam ein kleines Buch, in dem die Buchstaben des Alphabets erklärt wurden.

1942 konnte mein Vater mich nicht weiter unterrichten, da er dafür keine Zeit hatte. Also erfanden er und meine Mutter eine imaginäre Freundin: eine Maus, genannt Zirpine Zirpewitch, die mir regelmäßig Briefe schrieb. Eine clevere pädagogische Methode, um mich zum Schreiben zu motivieren.

Zirpine trat für einen winzigen Moment in unser Leben. Eine kleine Maus huschte über den Boden und stellte sich auf den Herd. Wir waren alle erstaunt, auch meine Großmutter. Wir sahen sie einmal und nie wieder. Doch das störte uns nicht. Sie wurde Teil unserer Familie. Jeden Abend legte ich ein Stück Brot neben ihr Mauseloch. Am Morgen fand ich einen Dankesbrief. Ich war so aufgeregt, dass ich sofort antwortete. So begann ein neues Ritual: Ich korrespondierte täglich mit Zirpine und lernte viel über sie. Sie hatte eine Familie und kleidete sich gern schön. Manchmal schickte ich ihr ein Stück Stoff, das sie als Kleid oder Schürze verwenden konnte.

Zirpine lehrte mich das Lesen und Schreiben und sie lebte mir gutes Verhalten vor – ganz im Sinne meiner Eltern. Ein- oder zweimal schrieb sie in ihren Briefen, dass in der Nacht Bomben gefallen seien, und fügte hinzu: „Ich habe nicht geweint, wie tapfer von mir.“ Dann lobte sie MICH, weil ich im Schutzraum nicht geweint hatte. Die Korrespondenz dauerte ungefähr ein Jahr, bis ich etwa sechs Jahre alt war. Meine Eltern spürten wohl, dass ich bald herausfinden würde, wer hinter den Briefen steckte, und verfassten einen letzten Brief in Zirpines Namen: „Ich muss Berlin wegen der schweren Bombenangriffe verlassen.“ Viele Berliner suchten damals Zuflucht außerhalb der Stadt – so tat es auch Zirpine.

Bücher werden zu Freunden

Ich lechzte nach Büchern, sie waren meine Fluchtmöglichkeit. Ich liebte das Lesen und freute mich auf neuen Lesestoff. Vater brachte heimlich Bücher aus der Bibliothek mit, obwohl dies streng verboten war. Jeden Sonntag schmuggelte er eine Sammlung Miniaturbücher ins Haus. Sonntagsmorgens kletterte ich voller Vorfreude in sein Bett, um die wunderschön illustrierten Bücher zu erhalten.

Eine Serie, die ich besonders liebte, hieß „Some und Regen“. Die Texte und Illustrationen faszinierten mich. Ich liebte diese Bücher wie Freunde. Einmal gab mir Vater das Buch entgegen unserer Gewohnheit schon an einem Samstag. Am nächsten Tag, dem Sonntag, hoffte ich auf ein weiteres – schließlich war das unsere Tradition. Doch als ich ihn darum bat, reagierte Vater sehr verärgert und nannte mein Verhalten „ungezogen“.

Ein Jahr später, als ich sechs Jahre alt war, brachte er mir „Dr. Dolittle“ mit. Ein Siegel, das ich auf der ersten Seite entdeckte, erinnerte mich daran, wo diese Bücher herkamen: „Zune gogen geminde Beuthen“ – aus der Bibliothek der gestohlenen Bücher. Eigentum der jüdischen Gemeinde Beuthen. Ich stellte mir das Kind Beuthen vor, das von diesen Seiten „Dr. Dolittle“ gelesen hatte, und fragte mich, ob seine Familie den Krieg überleben würde. „Dr. Dolittle“ wurde eines meiner Lieblingsbücher und blieb bis ins Erwachsenenalter bei mir, begleitete mich bis nach Israel. Ich wusste jedoch, dass es nicht wirklich mir gehörte. Ich wollte es einem anderen Kind in Not schenken. In den 1990er Jahren war die Lage äthiopischer Juden in Israel ein großes Thema. So spendete ich das Buch an ein Aufnahmезentrum in Mevaseret Zion, wo viele junge äthiopische Kinder sich an das Leben in Israel gewöhnten. Ich hoffe, dass Bücher diesen Kindern Trost spenden können, so wie „Dr. Dolittle“ mir in schweren Zeiten, als ich zwischen seinen Seiten in eine sichere imaginäre Welt flüchten konnte.

„Lebende Schatten“

Der 28. Februar 1943 war der Tag der „Fabrikaktion“. So wurde die Aktion genannt, bei der die letzten in Berlin verbliebenen Juden zur Deportation verhaftet wurden. Betroffen waren vor allem jüdische Zwangsarbeiter in Fabriken. Sie wurden an diesem Tag in den Betrieben, auf der Straße oder in ihren Wohnungen festgenommen.

Liebe Irene!

Zeh danke Dir sehr für den Sack mit Sand. Das war ein sehr netter Gedanke von Dir. Der Sack habe ich Dir wieder hingellegt, mit dem Sand habe ich meine gute Stube gekehrt und ein bisschen habe ich mir in eine Seke gelegt damit ich löschen kann, wenn eine Bombe einschlägt. Sehr nett wäre es, wenn Du mir auch ein neues Gebirgchen sehen konntest. Dann könnte ich das eine zum Trecken benutzen. Wenn das andere was ist. Viele Grüsse Deine Zippine

© privat

Dear Irene! Thank you so much for the sack with sand. That was a very nice thought of yours. I've put the sack back out for you, and used the sand to give my parlour a good scrubbing, and piled a bit of the sand in a corner so I can put out a fire if we are hit by a bomb. [...] Lots of love, Your Zippine

Die Nazis kamen an diesem Tag zu unserer Wohnung, um meine Großmutter mitzunehmen. Mein Vater hatte wegen seiner Arbeit in der Bibliothek ein Freistellungs-dokument für sich, seine Kollegen und auch seine Familienangehörigen. Er erklärte dem Nazi, dass dies illegal sei. Er ging mit dem Nazi und begleitete seine Mutter zum Sammelpunkt. Die Nazis wollten auch mich mitnehmen, doch meine Mutter, sehr bestimmt, sagte: „Das Kind ist ein Mischling, das Kind bleibt hier!“

Ich hatte große Angst – es war eine Woche vor meinem sechsten Geburtstag. Ich hatte schon die Deportation unserer Nachbarn, der Glaser-Schwester, und unserer Mieterin erlebt. Als Vater und Großmutter abgeholt wurden, stand ich in der Tür zum Hof, weinte und schrie: „Pappi, geh nicht mit denen. DU WIRST NICHT WIEDERKOMMEN.“

Meine Mutter holte mich rein, nahm mich auf ihren Schoß und las mir aus einem meiner Lieblingsbücher vor: „Emil und die Detektive“ von Erich Kästner. Ich tauchte so in die Abenteuer ein, dass ich meine traumatische Realität ausblendete. Wie durch ein Wunder kam Vater noch am selben Abend zurück, und Großmutter etwa drei Tage später. Ende der darauffolgenden Woche waren die meisten Berliner Juden deportiert.

Mein Vater konnte kaum fassen, dass er und seine Kollegen verschont geblieben waren. Er schrieb: „Ich bin der glücklichste Mann in Berlin.“ Doch die Freude währte nur kurz. Bis auf Dr. Breslauer, der ebenfalls eine christliche Ehefrau hatte, wurden später alle seine Kollegen nach Auschwitz deportiert. Mein Vater vergaß diese Menschen nie und schrieb später: „Ich glaube... wir Lebenden sind Schatten. Nur die Toten sind wirklich lebendig.“

Oma war nicht verschuunden. Ich habe sie wiedergefunden

Oma, meine geliebte Großmutter, war ein Anker in meinem Leben. Es war traumatisch gewesen, als die Nazis sie im März 1943 mitnahmen. Einige Tage später war sie zu unserer großen Erleichterung zurückgekehrt. Doch im Juli 1943 holten die Nazis sie endgültig.

Ich spielte gerade im Wohnzimmer, als sie hereinströmte. Ich hörte einen Mann rufen: „Hier lebt Rika Grumach, geborene Mendelsohn. DIE WOLLEN WIR HABEN!“ Ich wusste, dass unsere letzten Momente mit Oma angebrochen waren. Sie gab mir einen Abschiedskuss, und ich weinte nicht. Ich habe nie verstanden, warum mir damals keine Tränen kamen. Oma zog ihren Mantel an und ging mit großer Würde hinaus, ihren Koffer in der Hand. Er wog nicht mehr als 25 kg, wie die Nazis es auf der Postkarte mit der Deportationsankündigung vorgeschrieben hatten.

Unzählige Male hat sich diese Abschiedsszene in meinen Gedanken wieder abgespielt. Ich nehme an, meine Mutter brachte Oma zum Lastwagen, und ich blieb allein zurück. Vater war in der Bibliothek. Ich versuchte, eine kleine Trauerzeremonie abzuhalten, aber entweder fand ich das zu langweilig oder wusste nicht, wie ich es anstellen sollte. Also ließ ich es bleiben, nahm meinen Teddy, Berchen, und spielte weiter. Doch von diesem Tag an glaubte ich, dass ich eine sehr kalte Person bin.

Viele Jahre später sah ich den Film „Shoah“ von Claude Lanzmann. Irgendwann konnte ich nicht mehr und musste die Vorführung vorzeitig verlassen. Zu Hause begann ich, zu schreiben – unwillkürlich über den Tag, als meine Großmutter deportiert wurde. Ich schrieb: „Als Oma deportiert wurde, war ich nicht traurig.“

1998 besuchte ich erstmals Theresienstadt. So ironisch es klingen mag: Für mich war es eine Gelegenheit, Oma „Hallo“ zu sagen, nicht „Auf Wiedersehen“. Es tat mir so gut, bei ihr zu sein. Von alten Postkarten, die Oma uns von dort geschickt hatte, wusste ich, dass sie an der Park Allee gelebt hatte. Ich fand ihr Haus und spürte, dass ich ihr nur noch einen Kuss am Türpfosten geben konnte. Ich sagte „Oma, ich war hier.“ Ich sagte es auf Hebräisch. Im Erinnerungsraum von Theresienstadt zündete ich eine Kerze an und sprach das Kaddisch.

Oma war im Juli 1943 deportiert worden und hatte vier Monate in Theresienstadt überlebt. Zu Beginn war sie noch relativ guten Mutes. Dann wurde sie sehr depressiv,

wie schon oft in ihrem Leben. Schließlich kam sie in ein psychiatrisches Krankenhaus, was ironischerweise dazu beitrug, ihrem Lebensende Würde zu verleihen. Hannah Arendt, die eine Jugendfreundin meines Vaters war und Oma aus Königsberg gut gekannt hatte, sagte tröstend: „Zumindest ist Muttchen im Bett gestorben, zugedeckt mit einem Laken.“ In den Lagern hatten die Menschen damals keinen solch würdigen Tod.



Irene, völlig versunken in einem Buch – Zeichnung von Irenes Mutter
A drawing by Irene's mother of Irene - completely absorbed in a book

Es war eine zutiefst tröstliche Erfahrung für mich, Oma in Theresienstadt 55 Jahre nach ihrem Tod zu begegnen. Sie half mir, innerlich abzuschließen. Oma war nicht verschuunden, ich habe sie wiedergefunden.

Das war eine große Erleichterung, angesichts all der Qualen, die ich mir selbst bereitet hatte, indem ich den Augenblick ihrer Deportation wieder und wieder in Gedanken durchspielte. Erst mit der Unterstützung meiner Freundin Jill habe ich erkannt, dass ich doch getrauert hatte.

Berchen im Arm zu halten, als Oma deportiert wurde, ließ mich den Verlust fühlen. Das Schreiben dieser Memoiren hat mir geholfen, das tiefe Trauma meiner frühen Kindheit besser zu begreifen. All die Jahre konnte ich mir nicht vergeben, dass ich keine Trauer über meine Verluste gezeigt hatte. Doch beim Schreiben dieser Memoiren wurde mir klar, dass ich sehr wohl getrauert habe. Berchen war da, er hielt mich und meine Trauer.

THE TELLING OF UNTOLD TRUTHS

Irene Grumach-Shirun was a renowned Egyptologist at the Hebrew University of Jerusalem. She spent her childhood in Berlin during the war – experiences that shaped her life and that she came to reflect on later in her memoirs.

Mutter und Tochter, gemeinsam vertieft in eine Geschichte - Zeichnung von Irenes Mutter
An etching by Irene's mother of the two of them engrossed in a story

BY JILL LEVENFELD, JERUSALEM, ISRAEL

When we met in 2009, she introduced herself to me as 'Dr Irene Grumach'. Despite her first formality, I had a hunch I'd be calling 'Dr Grumach' by her first name, Irene. With ever loving respect.

We met at Beit Moses, a very special retirement home in Jerusalem. At the time, the community was made up primarily of Holocaust survivors. Irene, widowed and childless, felt quite alone in this world. Her recent illness made her vulnerable and more cognizant of her mortality. I had been trained for this challenge, having completed Amcha's course, as a volunteer in their program.

Irene, born in 1937, lived her life in the shadow of the Shoah of untold stories that haunted. She had opted for the veil of secrecy never-to-tell, yet at the end of her life she felt the essence of time and trust, and so our process unfolded. To the untold.

And she began to tell. Our process of memoir writing started in 2019; Irene the storyteller and I, the scribe. Irene came face to face with the trauma of her wartime

childhood in Berlin sharing with me her memories of hunger, bombings, deportations, and fear.

Her love of books was apparent in every story she told me. The critical school years when children learn to read and write, Irene had spent alone. Since she had no siblings, books became her companion. Her home was shaped by love for literature and a great emphasis on 'Bildung' (education) modelled by her mother, father, and Oma.

The family lived at Schlüterstraße 53 in Charlottenburg. Irene's mother, Margarete, came from an East Prussian Catholic family. A trained artist, she encouraged Irene to develop her creative muse and a rich imaginary world. This began with Zirpine, an imaginary mouse friend, and BER, her special Steiff teddy, a companion in her life bringing comfort and companionship for 82 years.

Irene's father, Dr Ernst Grumach, was born into a Jewish family in East Prussia and became a renowned

classical philologist. In 1941, the Nazi's Reich Main Security Office compelled him to head up a group of over 20 Jewish academics. Their forced labor was to catalogue the one to two million books looted by the Nazis from private and public Jewish libraries across Europe. Tragically, almost the entire 'Grumach Group' were later deported and murdered in Auschwitz. For the rest of his life, Ernst Grumach was tormented by severe survivor syndrome.

Throughout her life, Irene carried her father's trauma, taking it on 'as if' her own. It was only at the end of her life that she found the courage to turn the pages of her trauma into a memoir. The transformation of her suffering into the written word helped Irene feel and heal with the future knowledge that her stories would live on after her death.

Sadly, Irene took her last breath in February 2021, departing this world with her dignity intact, just as I had met her on that first day as Dr. Irene Grumach, in autumn 2009.

Since Irene's death, BER has returned to Berlin, emboldened and embodying Irene's story. BER climbed onto the stage in a co-partnership with Schaubude Theatre in a moving production for Berlin school children. Next year, I've been invited to share Irene's story at a Denkmal am Ort event to take place on Schlüterstraße honoring the Grumach family. BER bears witness.



Jill Levenfeld und Irene, Schreiberin und Erzählerin
Jill Levenfeld and Irene Grumach, scribe and storyteller

The following are excerpts from Irene Grumach's memoirs. If you are interested in the full story, please contact jill@levenfeld.co.il.

My imaginary friend, Zirpine

The Jewish schools had been closed shut. On my fifth birthday, my Father decided officially to become my teacher, since I was prohibited as a Jew to attend school. Father was very happy at this opportunity and began to teach me how to read and write. We started school on our little terrace in our flat. I was given a little book on how to write the letters of the alphabet.

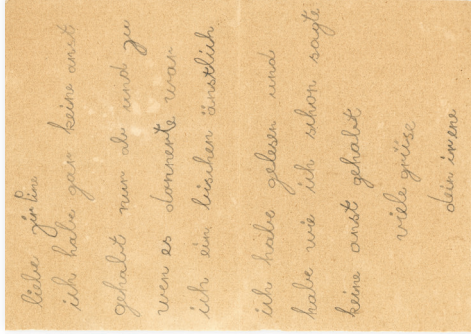
By 1942, Father could not continue to teach me as he had no time. So he and my Mother invented an imaginary friend who was a mouse. They named her Zirpine Zirpevitch, who would regularly write me letters. A very clever educational tactic to encourage me to write.

Zirpine came into our lives for a single nanosecond. If we would have blinked, we would have missed it. A little mouse literally scampered across the floor and stood on the stove top. We were all amazed, including my Grandmother. We saw her once and she never appeared again. She became part of our family. Every evening I put a piece of bread near her hole in the floorboard. In the morning, I would find a thank you letter. I was so very excited and would write her a reply immediately. From that day onwards, a new ritual began. I corresponded with Zirpine daily. I learned much about Zirpine. She had a family, and she liked to dress well. Sometimes I gave her a piece of material that she could use as an apron or a dress.

Zirpine taught me how to read and write. She also would model good behavior that my parents encouraged. Once or twice in the letters Zirpine wrote to me that there was a bombardment last night and added: 'I did not cry, how brave of me.' She then would praise ME for not crying in the shelter during the bombings. The correspondence lasted for about a year until I was about 6 years old. My parents probably sensed that I would soon figure out who the author was behind all of the letters. They composed a final letter to me, in Zirpine's name. 'I am forced to leave Berlin because of the heavy bombardments.' At this time, many Berliners were fleeing the city in search of safer places. So did Zirpine.

Books become your friends

I craved books as a great escape. I loved to read and looked forward to receiving new books. Father would bring home books from the Library although this was strictly forbidden. Every Sunday morning, he would sneak into our house a collection of miniature books. I would crawl into his bed on Sunday morning with such anticipation.



Dear Zippine, I wasn't afraid at all. Only now and then, when it thundered I was a little bit fearful. I read and, as I've already said, wasn't afraid at all, lots of love, your Irene

pation to receive these beautifully illustrated books each week. One particular series of miniature books he brought home

was called 'Sonne und Regen' (Sun and Rain). These books evoked in me such excitement for reading. The text and the illustrations were mesmerizing. I loved these books as friends. I remember one week Father broke the pattern and gave me my book on a Saturday. The following day, Sunday, I had hoped I would get another book, as that was the weekly tradition. Father was very upset with me when I asked on Sunday for my book. He said I was misbehaving. He used the term 'ungezogen' (naughty). A year later, when I was 6 years old, Father brought home a copy of the book 'Dr. Dolittle'. I was reminded where these books came from when my eye noticed on the front page a seal embossed: "Zune gogen geminde Beuthen". From the Library of Stolen Books. Property of Beuthen Jewish Community. I imagined the child in Beuthen who had read from these very same pages of 'Dr. Dolittle', wondering if this family survived the war. 'Dr. Dolittle' became a favorite book of mine, and stayed with me into my adult years, even accompanying me to Israel. Yet I was quite aware this book really was not mine.

I knew I wanted to give it to another child in distress. The plight of Ethiopian Jews was a central issue to Israel in the 1990s. I decided to donate the book to an Absorption Center in Mevasseret Zion, where many young Ethiopian children were acclimating.

I hope that books can bring comfort to these children, the way 'Dr. Dolittle' had provided an escape for me into the safe pages of an imaginary world during very hard times.

'Living Shadows'

February 28, 1943, was the day of the 'Fabrikaktion' (Factory Action), which is the term for the roundup of the last Jews deported from Berlin. This applied mostly to the Jews who were still in Berlin working in forced labor in the factories. They were arrested that day at the factories, on the street, or from their homes. The Nazis came to our flat that day to take my Grandmother. My Father had a document of exemption for himself, his colleagues and family members because of his work at the Library. Father explained to the Nazi that this was illegal. He went with the Nazi, escorting his Mother to the Collection Point. The Nazis wanted to take me as well but my Mother who was very firm said, 'Das Kind ist ein Mischling, das Kind bleibt hier', which means: 'The child is a "Mischling" (the product of a mixed marriage) and she stays here!' I was very frightened – it was a week before my 6th birthday. I was particularly scared because I had already witnessed the deportation, right before my eyes, of our neighbors, the Glaser Sisters and our lady tenant. So when they took Father and Grandmother, I stood in the door of the courtyard, crying and shouted, 'Pappi do not go with them. YOU WILL NOT COME BACK.' Then my Mother took me into the house, sat me on her lap, and read to me from one of my favorite books, 'Emil and the Detectives' by Erich Kästner. I cherished this book which became part of my library, following me to Israel. When my Mother read 'Emil' to me, I would become so involved in his adventures that I would detach from my own traumatic reality.

Miraculously, Father came back that evening, and Grandmother returned about three days later. By the end of the next week most of the Berlin Jews had been deported. My Father was in utter disbelief that he and his colleagues had not been taken. He wrote on that day that he was the happiest man in Berlin. Yet that did not

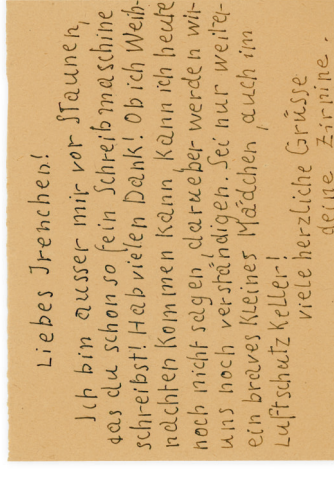
last long as all of his colleagues later were deported to Auschwitz except Dr. Breslauer, who like my Father had a Christian wife. My Father never forgot of these people and later in one of his letters wrote: I believe... 'We the living are shadows. Only the dead are really alive.'

Oma had not vanished; I have found her again

Oma, my dear Grandmother, was an anchor in my life. March 1943 had been traumatic when the Nazis came into our flat to take Oma away. A few days later to our great relief, Oma returned. Yet in July 1943 the Nazis entered into our flat again and took Oma away for good. This time was forever. When the Nazis barged in, I was playing in the living room. I heard the loud voice of a man shout out, 'Here lives Rika Grumach, born Mendelsohn; HER WE WANT! DIE WOLLEN WIR HABEN!' I knew that these would be our last moments with Oma. I remember Oma kissed me goodbye and that I did not cry. I have always been perplexed as to why I held back those tears. Oma put on her coat and walked out in a most dignified manner, carrying her packed suitcase of no more than 25 kilos in weight. That's what the Nazi deportation postcard had stipulated. This farewell scene has been replayed in my mind countless times. I suppose my Mother took Oma to the truck standing outside, and I was left alone. Father was at the Library. I tried to have a little mourning ceremony but found that either too boring or did not know how to do it. So I abandoned that idea, and took my Teddy Bear, Berchen and went back to play. But since that day, I have believed that I must be a very cold person. Many years later I saw the film 'Shoah', by Claude Lanzmann. During the screening, at some point, I could not take it anymore and had to leave in the middle. I went home to write and found myself writing about the day of my Grandmother's deportation. I wrote, 'When Oma was deported, I was not sad'.

In 1998, I went to Theresienstadt for the first time. As ironic as it sounds, it was a chance for me to say HELLO to Oma, not goodbye. It was so good to be with her. I had known from postcards sent to us while Oma was there, that she lived on Park Allee (Boulevard). I found her house and felt that all I could do was go to the doorpost and give a kiss to her. I said, 'Oma, I have been here.' I made sure to say that in Hebrew. In Theresienstadt, there is a memory hall. There I lit a candle and said Kaddish. Oma had been deported in July 1943 and managed to

survive Theresienstadt for four months, staying alive. In the beginning, she was in very good spirits. Then she became terribly depressed, as she had often been in her life. At last she was put in a mental hospital, ironically bringing dignity to the end of her life. Hannah Arendt, who was friends with my Father during their teenage years and had known my Oma well from the days they shared in Koetigsberg, said to Father as a way of comfort, 'At least Mutchen (Mummy) died in bed, covered with a



Dear Irenchen! I'm beside myself with amazement that you can already write so well on a typewriter! Many thanks! I can't tell you now whether I can come at Christmas, we'll talk about that later. Keep being a brave little girl, even in the air raid shelter! With much love, Your Zippine

bed sheet'. At that time nobody in the camps had such a luxury dignifying death.

It was a very comforting experience for me to be able to 'meet' Oma in Theresienstadt 55 years after her death, providing me with closure. Oma had not vanished. I have found her again. Quite a relief for me, considering how I have tortured myself replaying that moment of her deportation again and again. Only with the help of my friend, Jill, have I come to understand that I did grieve. Holding on to Berchen when Oma was taken away allowed me to feel the loss. Writing this memoir has helped me better understand the huge trauma I experienced as a young girl. All of these years, I couldn't forgive myself for not expressing grief for my losses. Yet, through this writing process, I see that I did grieve. Berchen was there to hold me, and my grief.